

Korrektur einer Vergangenheit?

– Entgegnung auf Rainer Schedlinskis „Die Unzuständigkeit der Macht“. –

Obwohl vor allem die Häufigkeit der in der Juninummer der *ndl* von Rainer Schedlinski vorgeführten rhetorischen Klimmzüge am Reck der Rechtfertigung seiner ehemaligen Geheimdienstfertigkeit Respekt verlangt, zwingt mich der Anblick der Höhe, auf der er diesen Kraftakt geleistet hat, zu einigen Einwänden des Mißmuts über soviel einseitig den Muskel der Selbstüberhebung trainierende Absolvanz. All jene von ihm stoßweise und energisch mit dem Kinn über den von ihm veranschlagten Einheitsbegriff von Staatssicherheit gestreckten Variationen zum Thema der Verständlichkeit der Sprache der damaligen Verhältnisse lassen einen fast übersehen, daß er sich mit seinem kaum verhohlenen, zum Essay gebrachten Stolz auf eine Position eines Führers durch die lahmgelegten Labyrinth des DDR-Systems und ihres zentralen Kontrollorgans aufwerfen müssen zu glauben scheint. Ich bin zwar selber kein Befürworter der vom überwiegend westdeutschen Feuilleton verschriebenen Rezeptur für ehemalige IMs, nach welcher diese sich allenfalls aus der Affäre zu ziehen hätten, indem sie, regungslos im Hagel der faulen Eier nach Selbsterleichterung stinkender Vorwürfe stehend, nichts als die Augen wischen dürften, auf daß sie – ich schweife kurz aus – tiefend vor Glibber einer ohnehin schwer angeschlagenen Moral sich so lange winden, bis sie jeder Gourmet des Geschmacks an öffentlichen Anprangerungen für den Hausgebrauch verbraten kann. Mich ekelt diese Art der Zubereitung von Vergangenheit vielmehr stark an, und wenn es nach mir ginge, müßten moralistische Experimente, die willentlich oder unwillentlich zu einer Fleischwerdung des schlechten Gewissens führen sollen, mit absoluter Lächerlichkeit bestraft werden. Es geht mir also nicht darum, eine unter dem Druck der Zeit und des längeren Arms schadhaft gewordene „Rechtschaffenheit“ zu reklamieren. Und, ich empfinde dies nur am Rande, mir erscheint die unstrittige Paralyse der Diskussion um Stasi-Verwicklungen angesichts der Meldung, daß auch in den damaligen Oppositionsgruppen IMs prozentual und was weiß ich wie noch dominiert haben sollen, eher wie eine erbärmliche Parallele zu ihrer ideologischen Antilinie als die Folge von eventuell ethischer Entgleisung. Die Kreise allerdings, die ich in den achtziger Jahren von dem durch Stasiverdächtigung determinierten Gemunkel befreit glaubte, also solche Kreise, in denen die Leugnung von Staatlichkeit, trotz aller Vorbehalte, für diejenigen, die jene über sich brachten, kein Dach für die Wahrheit von Duckmäusern abzugeben schien, sondern hundertmal eher bis zum (lyrischen) Exzeß tobte, diese Kreise also waren, zumindest in meinem Einzugsbereich, von Dichtern wie Sascha Anderson und Rainer Schedlinski damals mehr oder minder ausgezirkelt worden und wurden nun, noch bevor sie anderweitig hätten auseinanderfallen können, durch die Enttarnung ihrer Hauptbeschreiber schlicht und ergriffen durchkreuzt. Ich weine ihnen (den Kreisen) nicht nach, auch wenn ich ihnen einen weniger peinlichen Abgang gewünscht hätte – sie waren zu sehr das Komprimat eines unter Druck und Dampf und viel zu wenig Ventiliertheit sich ereignenden „Kesseltreibens“ – wie alle anderen, im eigenen Saft schmorenden Splittergruppen des gesellschaftlichen Überblocks „DDR-Kultur“ schließlich auch.

Rainer Schedlinski läßt in seinem Aufsatz durchblicken, daß die DDR ohne „Freiräume“ nicht zum Aushalten gewesen wäre. Und meint gleichzeitig, einen Schlüssel zur Benutzung von Freiräumen, die er ja mit vielen anderen (in etlicher Hinsicht auch mit mir) geteilt hat, persönlich bei der Stasi hinterlegt haben zu müssen. Weil die DDR nun mal so gewesen wäre, daß die Staatsgewalt in jedem Fall ansonsten die (Freiraum)Tür eingetreten und alles wieder ausgeräumt hätte. Spätestens hier wird klar, daß Stasi nicht gleich Teufel war, denn sonst wäre sie genausogut auch durch das Schlüsselloch zu ihrer Sache gekommen. Nun bestehen die Wände von „Freiräumen“ ihrer kulturellen Natur nach aus den Projektionen ihrer Errichter und Bewohner. Die „Wände“ der „Freiräume“, auf die ich anspreche, bestanden aus der Projizierbarkeit der Entgrenzung eines totalitär fremdbestimmten Lebens durch eine sich selbst bestimmende Kunstrichtung – zu welchem Ende auch immer. Der Begriff „Stasi“ war das vertrauteste Synonym für die spezifischste Fremdbestimmung des Lebens in der DDR. Dem Aufsatz Rainer Schedlinskis entnehme ich, daß die Stasi im Rahmen seiner eigenen Projektionen ein für die Aufrechterhaltung des Freiraums wesentlicher, mitbestimmender Faktor gewesen ist. Wiederholt betont er, daß er mit der Stasi sprechen mußte, weil ein trotziges Schweigen lediglich

ihre Position erhärtet hätte. An anderer Stelle bescheinigt er der Opposition die gleiche, Staats- und Stasipositionen nur affirmierende Funktion, aber zur Abwechslung dient ihm hier der direkte Widerspruch anstelle des Schweigens zum Beweis. Mit dem Schweigen, welches ungleich schädlicher bzw. unmoralischer gewesen sei, meint er das berühmte „Schweigen der Mehrheit“, also jenes, welches der Opposition immer so zugesetzt hat. Mit „Mit-der-Stasi-Sprechen“ meint er, im Gegenzug zu Schweigen oder Widerspruch, allein „Mitsprache“, wenn auch nicht deutlich wird, an welcher und vor allem an wessen Stelle er geglaubt hat, tatsächlich auch mitreden gekonnt zu haben. Er muß so was Ähnliches wie ein Stellvertreter eines „Unabhängigen Autorenzirkels“ gewesen sein, der dessen Interessen, und wahlweise selbstredend auch die höchstpersönlichen, bei der Stasi durchzusetzen hatte. Bloß, daß ihn keiner gewählt hat, nur, daß die Stasi ihn sich gegriffen hat, und das ist der springende Punkt, um den Rainer Schedlinski im Aufsatz die sorgfältigsten Bögen schlägt. Ich sage es wieder: Die Freiräume, deren Möglichkeit mir über ein Jahrzehnt lang eine Ausreise überflüssig erscheinen ließ, standen und fielen mit der freien Möglichkeit einer Art offener Projektion in die Richtung der Entgrenzung des physisch geriegelten Lebens. Ohne diese Möglichkeit wären solche Räume nicht errichtbar gewesen. Mit jeder bewußten Befriedigung des Kardinalbedürfnisses der Stasi, nämlich quasi präsent zu sein, hätte man deren überdimensioniertes Schattendasein in die eigene Lebensform zurückgerufen (vorausgesetzt, letztere wäre von dem Sinn für Selbstbestimmbarkeit gezeichnet gewesen, wenigstens) und diese vorsätzlich ad absurdum geführt. Es ist nicht billig, die persönliche Beschämtheit, Illusionen aufgesessen zu sein, die man selber für bare Münze zu nehmen geneigt gewesen ist, denen heimzuzahlen, die wider geheimes Besserwissen sich als Bestärker dieser Illusionen aufgespielt haben. Aber wenn einer so schleunigst die Korrektur seiner Vergangenheit präsentiert, wie das Rainer Schedlinski betreibt, oder wenn einer so offensichtlich die Dunkelheit für sich werken läßt, die er selber ausstrahlt, wie sich das etwa Sascha Anderson angelegen sein läßt, oder wenn man sich selber, wie das bei Knud Wollenberger aussieht, in der Hoffnung auf Erhellung oder Einsicht durch Gedichte durcharbeiten muß, von denen man zum Schluß mit relativer Gewißheit allenfalls sagen könnte, daß ihr Verfasser mit ihnen eine leider lang schon untergegangene Sternstunde der deutschen Lyrik zu remystifizieren scheint (das Wort „Gestapojude“ in einem seiner Gedichte, mit „genau“ beabsichtigter Anzüglichkeit gegenüber der indiskreten Fatalität einer unvermittelten IM-losigkeit, ist in meinen Augen ein himmelschreiender Humbug, wenn nicht Schlimmeres), wenn also eigentlich nur klar scheint, daß sich jeder auf seine Weise und Art an der Veränderung seiner Vergangenheit schadlos zu halten bemüht ist, dann beginne ich einmal mehr an der Vernünftigkeit der Anlässe zur „Aufarbeitung“ zu zweifeln, die den Aufgeforderten oder sich genötigt Fühlen den soviel Widersinn aus dem Verständnis pressen.

Und wieder zu Rainer Schedlinskis Aufsatz: Über dreißig Seiten – wie soll ich den Gefallen nennen, den er sich da nicht tut - positivistisches Pingpong auf einer von nachlässig zugespitzten Syllogismen gestützten Platte, Denkebene, in einem fort gespielt, gegen was genau, weiß man nicht genau, falls es nicht gegen die Fassade des blinden Einwands ist, daß ein Stasispitzel dann erst als ein Arschloch „verbiermann“ zu werden verdient, wenn er meinte, mehr und weiter und tiefer usf. als der Normalbespitzelte gesehen haben zu können.

Also nichts lief ohne Stasi? Alles nur mit? Ergo ich auch? Kuckuck! Alle Frösche in den Sümpfen Floridas hüpfen. Ich hüpfte auch. Folglich bin ich ein Frosch in den Sümpfen Floridas. Aristoteles sei mein Zeuge, und Rainer Schedlinski hat nicht nur den Bogen raus, er überspannt ihn sogar, sehr wahrscheinlich ohne sich für den anschließenden Krach mit zuständig zu fühlen. Ist er taub für das eigentliche Entsetzen vor der (falls von ihm nicht doch nur wieder bloß vorgeschobenen) Heiligung der Stasimittel zum Zweck der Erlangung oder Bewahrung solch bescheidener Erheblichkeit, wie sie z.B. die „ariadne-fabrik“ gehabt haben mag? Wollte er wahrhaftig den Leim für die Neutapezierung der DDR mit anrühren, ohne seinen Dichterkollegen langsam mal mitzuteilen, wo er den Eimer dazu schon seit langem stehen weiß? Oder hat er am Ende vielleicht irgendwie angenommen, daß ein Totengräber eines abgestorbenen Systems die Würmer auf die Schippe nehmen muß, um sich über den Stand der Verwesung auf dem Laufenden zu halten? Mir fällt, und ich hoffe, es gehört noch hierher, eine kabbalistische Legende ein: Auf dem Heimweg von einem Fest stolpert ein junger Mann über einen sich aus dem Erdboden bohrenden Finger, auf den er, in einer Eingebung des vielleicht dem Wein geschuldeten reinen Übermuts, seinen Verlobungsring steckt. Der Finger verschwindet im Boden, der junge Mann vergißt den Vorfall. Jahre später steht er mit seiner Braut unter dem Baldachin,

und das Zeremoniell platzt mit der sich aus dem Hintergrund und zum Entsetzen aller erhebenden Stimme der Dämonin, zu welcher der Finger auf dem betrunkenen Heimweg nämlich gehört hatte, eine traditionell vermutlich unheimlich und hohl klingende Stimme, die nun den Hochzeitsakt für ungültig erklärt, weil der junge Mann ja längst ihr, der Dämonin, versprochen sei. Alles geht noch einmal gut, weil der Baal Schem Tow die Dämonin unter Aufbietung magischer Drohungen davon überzeugen kann, ihren Mann unter ihresgleichen, im Dämonenreich, zu suchen.

Ich fürchte, daß jenem viele ähnliche Nachfolger verheißenden Argument Rainer Schedlinski zur Rechtfertigung seines Stasiversprechens auf der rhetorischen Hochzeit seiner Gedanken mit unser beinahe aller Vergangenheit erst dann zu trauen sein wird, wenn irgendein geistbeherrschender Zauber die hohle Stimme aus dem Hintergrund in ihr Zwischenreich zurückzuscheuchen imstande sein wird.

Man toleriere mir die verklärerische Tendenz an diesem „Abgleichnis“. Mir liegt eine Dämonisierung der Stasi-Schematik fern. Nur kann ich selbst nicht über meinen Schatten springen – dies zumindest habe ich der über weite Strecken hin schlehmilisierten Diskussion über die Sanktionsfähigkeit der Wens und Abers des Widerspruchs, in dem die ehemalige Apartheit ehemaliger IMs zu ihrer aktuell behaupteten, von mir als Gemeinheit empfundenen Motivation stehen, voraus.

Romantischer definiert, war die Stasi ein Vampir, der sich vom Blut seiner Epigonen nährte. Doch damit ist nichts über Verwerflichkeit und Zumutung oder Banalität oder Fluch formuliert. Wie man zum Epigonen eines Vampirs wird, steht in einschlägigen Schauergeschichten aus dem neunzehnten Jahrhundert. Wie Dichter aus dem engsten Bekanntenkreis darauf verfallen, darauf reinfallen konnten, der Stasi aufs Tonband zu sprechen, wie oft wer wann wo und mit wem welche Klospülung zog und dabei den Verdacht, daß so was die Tore zu wichtigeren Unternehmungen offenhielte, einfach nicht loswerden konnten, werde ich im Leben wohl kaum noch erfahren. Bleiben bislang die Selbstrechtfertigungen, die pragmatischen, die psychologischen, die positivistischen, gar die ideologischen, ein flunkerndes Feuerwerk aus Taschenspiegelblitzen narzißtischer Wunderlichkeiten –: Schnee, Schnee und nochmals Schnee auf die Grabplatte über dem Schwanz eines von seinen Toten zeugenden gott- und ja selbst menschenverlassenen Systems.

Andreas Koziol, Juni 1992, ndl, Heft 7, 1992